Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich: vierteljährl. ℳ 6. Man abonnirt ferner mit entsprechendem Postaufschlag bei den Postanstalten in der Schweiz, Italien, Belgien, Holland, Luxemburg, Dänemark, Schweden und Norwegen, Rußland, den Donaustaaten, der Europäischen Türkei, Egypten. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur unter Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um 1/7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.

Filialen:
Alfred Hahn vorm. O. Klemm's Sortim.
Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche,
Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 607. **Donnerstag** den 28. November 1901. **95. Jahrgang.**

Der Krieg in Südafrika.

Man schreibt uns aus London unter dem 27. November:

Ueber den Guerillakrieg

schreibt der bekannte Politiker und Staatsmann Sir Charles Dilke in der „Fortnightly Review" einige für die Engländer recht beherzigenswerthe Wahrheiten, indem er seinen Landsleuten zu Gemüthe führt, daß selbst die Ansicht des großen Napoleon, wonach ein Guerillafeldzug für die schwächere Partei niemals erfolgreich sein könne, ganz und gar nicht stichhaltig ist. Napoleon selbst mußte in Spanien die bittere Erfahrung machen, daß trotz seiner persönlichen Führung und derjenigen von sieben seiner besten Marschälle eine französische Armee von 335 000 Mann die spanischen Guerillas nicht niederzwingen konnte. Aehnlich erging es den Franzosen bekanntlich in dem mexikanischen Kriege, wo die irregulären Eingeborenen im Kleinkriege die feindliche reguläre Armee vollständig zum Zusammenbruche und zur Auflösung brachten. Sir Charles Dilke tadelt es rückhaltlos, daß die englische Feldarmee in Südafrika die Eigenheiten des Guerillakrieges immer noch nicht erfaßt habe und deshalb noch fortwährend böse Nackenschläge erleiden müsse.

Es ist allerdings Thatsache, daß weder die britischen Generäle in Südafrika, noch die Londoner Regierung sich über den Umfang und die Bedeutung des Kleinkrieges, welchen die Boeren mit so großem Geschick führen, auch nur annähernd klar sind oder klar sein wollen, denn trotz aller von Woche zu Woche wiederkehrenden englischen Mißerfolge und Niederlagen führt man hier in London und auf dem Kriegsschauplatze ruhig fort, in hochmüthigster und borniirtester Weise von dem „allmählichen und sicheren Zusammenbruche" des Widerstandes der Boeren zu sprechen und die eigene Tüchtigkeit und Schneidigkeit immer aufs Neue mit dem Ruhmesscheine der glorreichsten Erfolge zu umgeben. Diese kindische und lügenhafte Liebhaberei ändert natürlich nichts an der Thatsache, daß in Wirklichkeit die kriegerische Thätigkeit der Boeren nirgendwo im Nachlassen begriffen ist, sondern im Gegentheil fortwährend neue Erfolge gegen die Engländer zu verzeichnen hat.

Es kann ebenfalls keinen Einfluß auf die wirkliche Kriegslage ausüben, wenn das britische Hauptquartier in Pretoria von Woche zu Woche und von Monat zu Monat mit seinen summarischen Angaben über die große Anzahl der unschädlich gemachten Boeren fortfährt und derartige officielle Statistik künstlich fabricirt, daß an Hand der letzteren eigentlich heute schon längst kein einziger Boer mehr existiren oder gar im Felde stehen könnte. Eine soeben erschienene officielle Zusammenstellung aller kriegsamtlichen Angaben über die Verluste der Boeren in der Zeit vom 1. Juli bis 10. November besagt, daß in diesen fünf Monaten 965 Boeren getödtet, 735 verwundet und 5336 (???) gefangen genommen worden seien, während 1724 (??) sich freiwillig ergeben hätten. Das macht zusammen die stattliche Ziffer von 9310 Mann aus und da nach Kitchener Anfangs Juli höchstens noch 13 000 Boeren im Felde standen, so wären es heute nur noch etwa 4000 Burghers, die den 225 000 englischen Soldaten in dem endlosen Kleinkriege das Leben sauer machen. Es ist wirklich zu verwundern, daß Lord Kitchener und das Londoner Kriegsamt sich dieser sie über die Maßen lächerlich machenden Ziffernkunststücke nicht schämen und lieber etwas näher der Wahrheit bleiben.

Im Uebrigen liegt noch ein weiteres Resumé vor, welches officiell besagt, daß von Mai bis Anfang November im Ganzen 11 950 Boeren unschädlich gemacht wurden, während die Engländer nicht weniger als 44 550 Pferde, 4852 Wagen aller Art und die Kleinigkeit von 128 359 Stück Vieh von ihren Feinden erbeuteten. Diese ungeheuren und unglaublichen Ziffern sollen nun jenen leichtgläubigen Theil der britischen Nation, der so gerne Alles, was von Kitchener oder vom Londoner Kriegsamt kommt, als baare Münze nimmt, glauben machen, daß es mit den Boeren bald ganz zu Ende geht, und daß man sich nur noch kurze Zeit zu gedulden braucht, bis das „unbedeutende Büchsen von Guerillakrieg" endlich vorüber ist. Allerdings steht mit solchem faden Geschwätz die Thatsache im grellsten Contrast, daß selbst der „eiserne und unbezwingliche" General Lord Kitchener heute kaum noch weiß, wie er den „Guerilla-Banden" der Boeren wirksam entgegentreten soll, denn die paar hundert Mann, die augenblicklich gerade noch hier in England zusammengesucht und dann nach Südafrika gesandt werden können, dürften schwerlich von irgend welchem Einflusse auf die allgemeine Kriegslage sein.

---

* **London**, 27. November. Vor dem Oberhofgericht wurde heute über die Klage der Niederländischen Südafrikanischen Eisenbahngesellschaft gegen Garret Fischer wegen der in seinem „Transvaal und der Krieg" betitelten Buche enthaltenen Anschuldigungen verhandelt. Der Vertheidiger wies darauf hin, daß, als jene Anschuldigungen veröffentlicht wurden, die Kläger sich unter der Herrschaft und dem Schutze eines feindlichen Staates, nämlich der Südafrikanischen Republik befanden. — In den Anschuldigungen, welche zu der Klage Anlaß gaben, hieß es, daß die Concessionäre durch Bestechung ihre Concession erlangt hätten, daß die Eisenbahngesellschaft Geld nach allen Seiten hin austheilte, um die Mitglieder der Regierung zu bestechen u. s. w. Nach dem Zeugenverhör wurde Fischer freigesprochen mit der Begründung, daß die Kläger dieselbe Stellung wie ein auswärtiger Feind einnahmen.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 28. November.

Zur selben Stunde, in der gestern im **Reichstage** der Kriegsminister von Goßler die Interpellation des Abg. Bassermann wegen des Insterburger Duells beantwortete, schrieben die „Hamb. Nachr.":

„Wir halten die Interpellation nach jeder Richtung hin für verfehlt, ja schädlich. Es ist absolut kein Grund ersichtlich, der dazu genöthigt hätte, die wochenlang in den Zeitungen nach allen Richtungen hin erörterte Angelegenheit, in der außerdem die Gerichte bereits erkannt hatten, in der sensationellen Form einer Interpellation im Reichstage nochmals breitzutreten. Das Vorgehen ist wohl auf das Bestreben der Parteien, einander den Rang in der Stellung populärer Anträge abzulaufen, zurückzuführen; von staatsmännischem Sinn zeigt es jedenfalls nicht. Auch sonst ist einigermaßen unverständlich, wie den Interpellanten gerade der Insterburger Fall geeignet erscheinen konnte, ihre Anfrage zu stellen. Die betr. kaiserliche Verordnung vom Jahre 1897 hat lediglich den Zweck, solche Duelle zu vermeiden, die auf „Anlässen geringfügiger Natur" beruhen und „bei denen ein gütlicher Ausgleich ohne Schädigung der Standesehre möglich ist." So heißt es wörtlich in der Verordnung, deren Eigenthümlichkeit überhaupt gerade darin besteht, daß sie ihre Vorschriften nur angewendet wissen will, „soweit die Standesehre und die gute Sitte es zulassen". Die Neuerung, die durch die Cabinetsordre herbeigeführt wurde, bestand lediglich darin, daß, während schon früher von jedem Ehrenhandel dem Ehrenrathe Anzeige gemacht werden mußte, dieser nun grundsätzlich bei dem Austrag von Ehrenhändeln mitzuwirken hatte, und zwar in bestimmter, in der Ordre näher bezeichneter Weise, auf die wir hier nicht einzugehen brauchen, da die Sachlage im Insterburger Falle derart war, daß von irgendwelchem „Ausgleich" (Art. II, 2, 3) nicht die Rede sein konnte, denn das wäre in diesem crassen Falle, wo es sich um grobe Insulten, Ohrfeigen und dergleichen handelte, gegen die Standesehre und Standessitte gewesen, welche die Verordnung ausdrücklich schützen will. Es giebt gewiß Fälle, in denen die Vorschriften der Verordnung Duellverhüten können, aber ein solcher lag in Insterburg leider nicht vor."

Nun, Kriegsminister v. Goßler hat die Interpellation nicht für verfehlt und nicht für schädlich erachtet; er hat auch nicht gefunden, daß in dem Insterburger Falle ein Ausgleich nicht möglich gewesen wäre. Im Gegentheil: er hat erklärt: da Blaskowitz bereit gewesen sei, um Verzeihung zu bitten, so hätte ein Ausgleich gefunden werden müssen; diese vor dem Ehrenrathe bekundete Bereitwilligkeit hätte die Grundlage zu einem ehrengerichtlichen Verfahren abgeben, bei dem sich hätte herausstellen müssen, ob gegen Blaskowitz auf schlichten Abschied oder Entfernung aus dem Officierstande zu erkennen wäre. Ja, noch mehr: Herr v. Goßler eröffnete dem Hause, der Kaiser sei nach eingehendem Studium des Falles zu der bestimmten Entscheidung gekommen, „daß den Absichten und dem Willen der Verordnung vom Januar 1897 nicht entsprochen worden sei; er habe dieser Willensmeinung den „ernstesten Ausdruck" gegeben und den Befehl ertheilt, der Verordnung volle Geltung zu verschaffen". Auf den Wortlaut des „ernstesten Ausdrucks" der kaiserlichen Willensmeinung ging Herr v. Goßler nicht ein; aber darüber kann kein Zweifel bestehen, daß der Kaiser an der Thätigkeit des betr. Ehrenrathes, sowie an der Bestätigung des ehrenrätlichen Spruches durch den Regimentscommandeur eine scharfe Kritik geübt und die ernste Erwartung ausgesprochen hat, es möchten künftig von den Ehrenräthen auch Fälle wie der Insterburger nicht als schlechterdings unausgleichbar angesehen, sondern vor die Ehrengerichte gebracht werden, von denen der oberste Kriegsherr verlangt, sie möchten schwere Betrunkenheit als unvereinbar mit den Standespflichten der Officiere ansehen und dadurch Zweikämpfen zwischen unwürdigen und würdigen Angehörigen dieses Standes vorbeugen. Ob die „Hamb. Nachr." nun auch die Erklärung des Kriegsministers und seine Mittheilungen über die Entscheidung des Kaisers für verfehlt, ja schädlich erklären werden, bleibe dahingestellt. Es ist auch gleichgiltig, denn die Interpellation hat erreicht, was sie erreichen wollte. Es hat ja allerdings gestern im Reichstage nicht an Stimmen gefehlt, die mit dem Erreichten nicht zufrieden waren und eine Ergänzung der Cabinetsordre von 1897 forderten. Sie läßt auch in der That noch einige Lücken, aber bei der großen Verschiedenheit der möglichen Einzelfälle wird schwerlich eine Fassung gefunden werden können, die jeden Zweifel ausschließt. Wenn, was nicht zu bezweifeln ist, die kaiserliche Willensmeinung in den „ernstesten Ausdrücken", in die sie gekleidet worden, in der ganzen Armee bekannt gemacht wird, so wird dadurch ebensoviel, wenn nicht mehr erreicht werden, als durch neue Verordnungen.

Die **Arbeitslosigkeit** die in Folge des Nachlassens der wirthschaftlichen Conjunctur eingetreten ist, aber nach dem unter fangenen Urtheile des „Arbeitsmarkts" in mehreren wichtigen Branchen erfreulicher Weise nicht besteht, wird nicht nur von der socialdemokratischen Presse agitatorisch verwerthet, sondern soll auch im Reichstage entsprechend ausgenützt werden. Im Hinblick auf die socialpolitischen Debatten, die in dieser Beziehung zu erwarten sind, gewinnen Ausführungen ein erhöhtes Interesse, die Prof. Dr. Schmoller über einschlägige socialistische Grundanschauungen machte. Es geschieht das in einer principiellen Erörterung des Arbeitsverhältnisses und des Arbeitsvertrages, die der demnächst erscheinende 2. Band von Schmoller's Grundriß der Volkswirthschaftslehre enthält und aus der die „Sociale Praxis" die in Frage kommenden Abschnitte bereits jetzt wiedergiebt. Schmoller äußert sich hier über das vom Socialismus behauptete Recht auf Existenz und über die neuere socialistische Forderung des „vollen Arbeitsertrages". „Das Recht auf Existenz", schreibt Schmoller, „ist die ältere bescheidenere socialistische Forderung. So weit sie eine Berechtigung hat, ist sie durch unser Armenwesen und durch eine vernünftige staatliche Wirthschafts- und Lohnpolitik realisirt. Das Recht auf Arbeit, wie es gewissermaßen das preußische Landrecht anerkennt und Bismarck 1884 vertheidigt hat, kann sehr Verschiedenes bedeuten: es hat Sinn und Verstand, wenn man darunter die Pflicht von Staat und Gesellschaft versteht, möglichst heute jedem Arbeitsfähigen durch Arbeitsnachweis, durch Nothstandsarbeiten, durch richtige Gewerbe- und Handelspolitik eine leidlich bezahlte Beschäftigung zu verschaffen. Das Recht auf Arbeit aber in dem Sinne, daß der Staat Jedem in seinem Beruf eine Stelle und auskömmlichen Lohn garantiren müsse, geht viel weiter; es ist unausführbar ohne Aufhebung aller freien Orts- und Berufswahl, ohne staatliche Ordnung der Bevölkerungsbewegung, ohne staatliche Leitung der ganzen wirthschaftlichen Production. Es enthält einen wirthschaftlichen Widersinn, wenn man damit den Arbeitern einer sinkenden Industrie auf die Dauer Beschäftigung und hergebrachten Lohn in ihr garantiren will. Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag — statt des Arbeitsvertrags — ist eine von Lassalle und seinen Vorgängern aufgestellte Formel, welche von der Fiction ausgeht, alle wirthschaftliche Production sei von den Lohnarbeitern allein geschaffen, also gehöre von Rechtswegen der volle Ertrag der Arbeit auch ihnen; Unternehmergewinn und Rente fallen damit als unberechtigt bezeichnet werden. Die Vorstellung ist: der socialistische Staat, der vom Gesammtertrag der Arbeit wohl einige Abzüge für seine Beamten und das Nationalkapital machen dürfe, solle den ganzen Rest an die Arbeiter nach ihrer Stundenzahl oder nach ihren Leistungen oder nach ihren Bedürfnissen vertheilen. Die Formel ist so unklar, daß Marx sie von Anfang an verurtheilte, daß auch die socialdemokratische Partei sie aus ihrem Programm 1891 strich. Sagt doch selbst Kautsky neuerdings: „Die Vertheilung der Güter dürfte in absehbarer Zeit nur in Formen vor sich gehen, welche eine Fortentwickelung der heute bestehenden Lohnformen darstellen."'

Ueber die **englischen Küstenbefestigungen**, über die schon kurz berichtet wurde, schreibt man uns aus London vom 27. November: Das englische Kriegsamt hat sich, wie der „Daily Telegraph" sagt, in sehr befriedigender Weise darüber geäußert, wie die Forts neu bewaffnet worden

---

Feuilleton.

18]

Die Marmorliebe.

Eine Hofgeschichte von Jean Bernard.

Nachdruck verboten.

Die große Conferenz war zu Ende und Eber beauftragt worden, das Weitere zu veranlassen, insonderheit den Künstler nach H . . . einzuladen, wo für ihn ein Atelier eingerichtet werden sollte.

Man verabschiedete sich, und auch Eber wollte sich zurückziehen; der Prinz hielt ihn jedoch noch zurück.

„Wissen Sie, Baron, welchen Klatsch man in H . . . wieder über mich vom Stapel gelassen hat? Ich erfuhr durch Besan davon . . ."

„O, wahrscheinlich das dumme Gerede wegen dieser Verse?"

„Ja, ja, also Sie wissen auch davon? Es ist freilich, wie Sie sagen, dummes Gerede, aber ich hätte es lieber von Ihnen gehört, als von diesem Besan, der seit seines Onkels Tode gar nicht weiß, wie er den Kopf tragen soll. An der Sache ist natürlich nichts; ich wechselte mit der lieblichen Theaterdame nur Höflichkeitsphrasen. Für einen Mann ist eben jedes schöne und geistvolle Mädchen von Interesse; aber Interesse und Liebe sind himmelweit verschiedene Begriffe. Ich würde dies Gerede gar nicht erwähnen, wenn nicht meine Mutter dieser Tage davon gesprochen hätte!"

„Ah, in der That!"

„Jawohl, und zwar in recht besorgtem Tone, gerade, als ob ihr irgend Jemand für gewiß versichert hätte, ich wolle die Verse heirathen. Wenn man nur den Erfinder dieses unsinnigen Gerüchtes ausfindig machen könnte!"

„Wenn man das könnte! Meist ist es jedoch ganz unmöglich, solches festzustellen."

„Wir wollen uns auch weiter keine Mühe geben. Mama sprach indeß noch mehr, wahrscheinlich auf väterliche Inspiration hin . . ."

„Ich kann es mir wohl denken."

„Das Gespenst, vor dem ich mich die ganze Zeit gefürchtet, rückt näher, kurz, der Gedanke, mich zu verheirathen, hat bereits Ausdruck bekommen."

„Schon jetzt?"

„O, meine Frau Mutter ist sehr klug, sie sprach von meiner melancholischen Stimmung, und daß hierfür eine weitere Reise sehr heilsam sei."

„Ganz dasselbe hatten Hoheit auch vor."

„O, es kommt noch besser. Meine liebe Frau Mutter hat für Alles schon vorgesorgt, einen ganzen Reiseplan hat sie ausgedacht. Ich soll einige benachbarte Höfe besuchen und dann die große Reise antreten . . . Wohin denken Sie?"

„Je nun, vielleicht nach dem Süden?"

„Nein, nach Rußland!"

„Und hat Ihre Hoheit diesen ungewöhnlichen Vorschlag nicht mit Gründen belegt?"

„Darum war sie nicht verlegen. Sie wies auf den mit uns entfernt verwandten russischen Hof hin, der zwar keine directe Einladung gesandt, aber schon früher einmal habe durchblicken lassen, daß ein gegenseitiges Kennenlernen am besten durch einen vorherigen Besuch eines Mitgliedes des H . . . schen Hauses in Petersburg eingeleitet würde."

„Also Rußland! Da haben Hoheit nun Alles, was Sie wünschen. Es ist sogar brillant, daß der Vorschlag zu einer russischen Reise von Ihrer Hoheit ausging."

„Das dachte ich mir auch, allein zum Schein sträubte ich mich und wies überhaupt eine weitere Reise von der Hand. Da kam Mama denn mit dem albernen Gerüchte von meiner Neigung zu Fräulein Verser heraus, und es gab ein ganz nettes Wortgefecht, dessen Schluß meine Erklärung war, ich sei, um dieses einfältige Gerede thatsächlich zu widerlegen, bereit, zu reisen, auch nach Rußland zu gehen, welches ein hochinteressantes Land sei. O, da hätten Sie sehen sollen, wie ein freudiger Glanz über ihr Antlitz dahin strahlte, wie beseligt sie mich auf die Stirn küßte! Ei ja — gehorsame Söhne hat man immer lieb. — Ich meinte freilich, mit meinen russischen Sprachkenntnissen sehe es schlecht aus; allein, auch dafür wußte sie Rath. Erstens, sagte sie eifrig, kann man das Nöthigste bald lernen, dann hast Du ja den Herrn Hofrath, und endlich im Lande selbst lernt man die Umgangssprache überraschend schnell; übrigens thut es im Allgemeinen das Französische auch. Kurz, ich gab ihr recht und willigte ein, erbat mir aber noch vier Wochen Zeit zu den Vorbereitungen. Damit war sie einverstanden. Im Hintergrunde aller dieser Liebenswürdigkeiten lauert wie unter Rosen die giftige Schlange: Standesgemäße Heirath!"

„Die Ebenbürtigkeit, würde Excellenz von Gawindt sagen."

„Diese Ebenbürtigkeit, die bei einer fürstlichen Heirath verlangt wird, ist in absehbarer Zeit das Verderben der fürstlichen Stämme Europas, denn alle diese Ebenbürtigen sind ja bereits mehr oder weniger von verwandtem Blute. Bin ich ein Fürst, der Anderen den Adel verleihen kann, dann muß ich auch die Macht haben, die von mir erwählte Gemahlin zu mir, das heißt, zu meinem Stande zu erheben und kraft meines Willens ebenbürtig zu machen. Die complicirte Lehre von der Ebenbürtigkeit ist eine veraltete Ansicht, mit der man je eher je besser aufräumen sollte!"

„Ich möchte gerne „Bravo" dazu rufen, wäre die Sache nicht gar so ernst. Diese veraltete Ansicht gehört leider zu den Grund- und Hausgesetzen der fürstlichen Regentenhäuser und kann nicht ohne Gefahr durchbrochen werden."

„Ich, Prinz Frazzillo, durchbreche sie auf jede Gefahr hin, lieber Baron, das wiederhole ich Ihnen! Uebrigens, wie weit sind Sie in Ihren tscherkessischen Studien?"

„Meinen Hoheit die allgemeine Geschichte Tscherkessiens oder die Frage des Ranges, den Prinzessin Veronna Tscherkinsa einnimmt? In jener spielt das Geschlecht Tscherkinsa zweifellos eine hervorragende Rolle, allein das Kriegsglück hat gegen dasselbe entschieden, es ist aus der Reihe der regierenden Familien erbarmungslos ausgetilgt worden. Da das Land unter russische Herrschaft kam, ist auch das Geschlecht Tscherkinsa in dem einzigen überlebenden Sprößling russisch geworden, das frühere, eigene Recht und Rangverhältniß ist untergegangen und an seine Stelle ist dasjenige getreten, welches der Sieger dem Geschlechte einräumen wollte. Man hat freilich allmählich die blutige Gewaltthat der Eroberer wieder gut gemacht und den Tscherkinsas Güter und einen gewissen Rang staatsrechtlich zurückerstattet, aber gerade in letzterer Beziehung ist man nicht allzu weit gegangen. Man hat mit Rücksicht auf die verwandten Saritzins und Galitschins den Tscherkinsas fürstlichen Rang mit dem Titel „Durchlaucht" zuerkannt, allein sie stehen dem Range nach hinter den Großfürsten — und sind daher, was für Hoheit jedenfalls das Wichtigste sein dürfte, leider nicht ebenbürtig im Sinne unseres Staatsrechts. Ich kann mich freilich auch irren, aber ich habe aus meinen Studien diese Meinung gewonnen!"

„Ich danke Ihnen sehr für Ihre Bemühungen. Nach meinem Dafürhalten kann einem einmal an der Regierung gewesenen Geschlecht die Ebenbürtigkeit nicht durch Kriegsunglück genommen werden. Das ist aber erst eine Frage zweiten Ranges. Ich habe darüber nachgedacht, wie es anzustellen wäre, etwas von Vera Tscherkinsa zu hören. Ich habe mir Alles vergegenwärtigt, was uns die liebenswürdige Baronesse Nutkorow von Vera erzählte. Sie erinnern sich doch auch, daß sie mittheilte, sie empfinge bisweilen einige Zeilen von der tscherkessischen Prinzessin! Wie wäre es, wenn Sie als ein Mann von Wort Ihr der Baronesse und Frau von Weraschek gegebenes Versprechen erfüllten und den Damen Nachricht über Ihr jetziges Leben — natürlich in vorsichtiger Weise — gäben? Die Damen würden sich gewiß darüber freuen, und vielleicht antwortet Ihnen Fredoroona. Wäre dies der Fall, dann könnten Sie so ganz nebenbei einmal fragen, ob die Baronesse neuerdings Nachricht von Vera Tscherkinsa empfangen habe. Sie wissen, auf was es mir ankommt; es gilt, zu erfahren, ob Vera noch frei ist."

„Sicher könnte man auf diesem Wege etwas erfahren, allein, es ist ein gefährlicher Weg. Ich müßte mich sehr täuschen, wenn die Damen einen directen brieflichen Verkehr von solcher Intimität sofort genehmigten; eher ist anzunehmen, daß sie diesen Versuch durch Schweigen scheitern machen."

„Glauben Sie? Ich meine jedoch, bemerkt zu haben, daß die Baronesse eine gewisse Vorliebe für Sie gefaßt hat . . ."

„Hoheit, ich bitte, das muß auf Täuschung beruhen."

„Nein. Sie haben in Ihrem Herzen eine sympathische Saite berührt; die anderen Saiten dieses kleinen Instruments werden mitklingen, und der liebliche Accord wird „Liebe" heißen."

„Wenn so etwas der Fall wäre, was könnte es uns in Bezug auf unseren Zweck nützen? Möglicher Weise würde die Baronesse auf einen Briefwechsel eingehen, sobald sie gewahrte, was meine wahre Absicht ist. Denn wenn Sie mich, wie Hoheit anzunehmen scheinen, wirklich liebt, so kann es ihr doch nicht gleichgiltig sein, wenn ich mich fortwährend, dringend und bis in die Details nach einer anderen Dame erkundige. Sie müßte kein Weib sein, wenn sie nicht eifersüchtig werden würde und es lieber vorzöge, den brieflichen Verkehr ganz abzubrechen, statt dem ungetreuen Liebhaber möglicher Weise die Brücke zu einer neuen Liebe zu schlagen. Das thun die Frauen so leicht nicht. Gewisse Fragen aber, auf deren Beantwortung es uns doch ankommt, sind so delicater Natur, daß sie den, der sie stellt, unfehlbar in den Verdacht der Liebe bringen müssen. Stellt man jedoch solche Fragen verblümt, so bekommt man nie die richtige Antwort, und der Zweck ist verfehlt."

„Das ist fatal, aber richtig. Ich wollte sagen, was läge daran, wenn sie dächte, Sie seien in Vera verliebt, wenn sie nur über den bewußten Punct Auskunft gäbe; allein die Wirkung wäre dieselbe, Fredoroona würde indignirt den Verkehr abbrechen und schweigen. Es ist zum Verzweifeln! Wie wäre es, wenn Sie sich dem Bankier entdeckten, offen Ihre Liebe zu Vera bekennten und ihn direct bäten, Ihnen ehrlich als Mann dem Manne gegenüber zu sagen, ob Vera noch frei sei."

„Für Sie, Hoheit, würde ich ja gern auch das thun; aber würde Herr Weraschek an meine überschwängliche Liebe glauben? Er müßte an meinem Verstande zweifeln . . ."

SLUB
Wir führen Wissen.